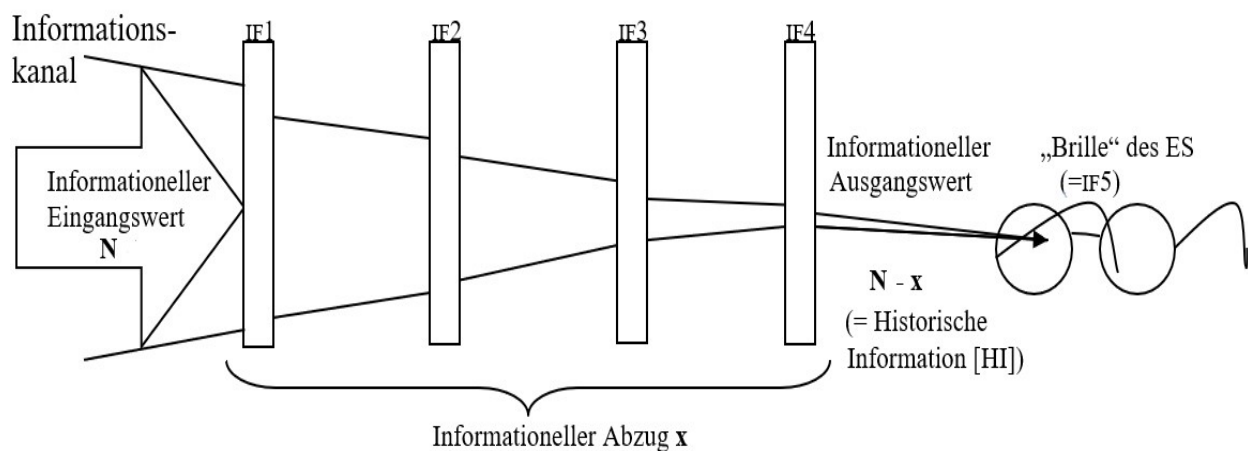


Zusammenfassung

Das vorliegende Buch präsentiert die vom Verfasser eigens entwickelte Historische Semiotik, die im Bereich der interdisziplinären Antisemitismusforschung unter besonderer Berücksichtigung der Mediävistik und Byzantinistik erprobt wurde.

In der Historischen Semiotik wird sämtliches Tun des Erkenntnissubjekts, das Texte dekodiert, die in anderen Epochen produziert worden sind, um die Erforschung des Zeichens organisiert. Hierbei wird der Begriff Zeichen terminologisch und wissenschaftstheoretisch zunächst aus der Semiotik übernommen. Da historische Zeichen im Vergleich zu herkömmlichen sprachlichen Zeichen eine andere informationelle Qualität haben, müssen sie für die historisch-semiotische Theoriebildung eigens modelliert werden. Daran schließt sich die Entwicklung von historisch-semiotischen Grundbegriffen an (Information, Kommunikation, Text, Kode). Dabei wird die Dekodierung und Deutung von historischen Zeichen als eine Semiose aufgefasst, im Zuge derer unterschiedliche Informationsfilter (IF) passiert werden müssen:

1. Rauschen (noise) = IF1; 2. Doppelte Dekodierung = IF2; 3. Informationsverlust beim Übersetzungsvorgang = IF3; 4. Verlust bzw. lückenhafte Überlieferung der schriftlichen Informationsträger = IF4; 5. „Brille des Historikers“ = IF5. Die Modellierung dieser Informationsfilter ging mit der Problematisierung der hermeneutischen Kapazitäten der Geschichtswissenschaft einher und mündete in diesem historisch-semiotischen „Versuchsaufbau“ (= Informationsfilter im „historisch-semiotischen Informationskanal“):



Angewandt wurde die Historische Semiotik im Bereich der interdisziplinären Antisemitismusforschung. Die empirische Basis umfasste auf der makrohistorischen Betrachtungsebene mehr als 200 Texte aus dem lateinischen, griechischen, altkirchenslawischen und frühneuhochdeutschen Sprach- und Kulturraum, die zwischen 100 n. d. Z. und 1550 entstanden sind. Mikrohistorisch wurde die Polemik zwischen Rom und Konstantinopel, die um 1050 einsetzt, insbesondere hinsichtlich des Judaisierungsvorwurfs fokussiert.

Der Nutzwert der Historischen Semiotik für die Antisemitismusforschung besteht in der Präzisierung der historischen Dimension der Singularität der Judenfeindschaft. So wurde entgegen den Annahmen der Longitudinal-Untersuchungen zum Verbal-Antisemitismus von Monika Schwarz-Friesel nachgewiesen, dass Judenfeindschaft der Vormoderne kein unikales Vorurteilssystem bildete. Vielmehr galten ihre Charakteristika gleichermaßen für „Häretiker“, „Heiden“ und „falsche Christen“.

Aus historisch-semiotischer Sicht stellten Juden entgegen der Grundhypothese des Modells des „konzeptuellen Antisemitismus“ (Monika Schwarz-Friesel) keine absolute, sondern eine relative Kategorie im mentalen Repräsentationssystem der vormodernen Textproduzenten dar. So wird nachgewiesen, dass *Judei* ein stabiles Element innerhalb des Frames „corpus diaboli“ bildeten.

Der Nutzwert der Historischen Semiotik für das Fach Geschichte besteht auf der wissenschaftstheoretischen Ebene in dessen programmatisch vorangetriebenen Szientifizierung, die langfristig zur Entstehung einer Geschichtswissenschaft führen könnte.

Schlagwörter

Semiotik, Mediävistik, Byzantinistik, Sprachwissenschaft, Wissenschaftstheorie, Antisemitismusforschung

Einleitung

Die vorliegende Arbeit besteht aus drei Teilen: *Reflexion – Theorie – Empirie*. M. a. W., Theoriebildung resultiert aus der Reflexion des zugehörigen Wissenschaftssystems und soll sich *in praxi* bewähren. Dabei wird Geschichte als eine *Humanwissenschaft* begriffen. Dies hat epistemologische und praxeologische Konsequenzen, die sich nicht zuletzt in der Sprache dieser Arbeit widerspiegeln. Aus der Sicht der Wissenschaftstheorie sowie der darauf aufbauenden Onto-Epistemologie von Hans Jörg Sandkühler ist die (Selbst-)Reflexion wissenschaftsinhärent.¹ Ohne die Beantwortung der Fragen „Was ist Wissenschaft?“, „Was ist Wissen?“ und, in dem vorliegenden Fall, „Was ist Geschichte?“ und „Was ist Geschichtswissenschaft?“, kann Wissenschaft als Prozess nicht stattfinden.² Obwohl die Selbst-Reflexion über das eigene Tun in theoretischer und praktischer Hinsicht nicht erst seit Georg Wilhelm Friedrich Hegel (1770-1831) zu den Grundprinzipien wissenschaftlichen Arbeitens zählt,³ wird sie von vielen Historikern (noch) nicht als selbstverständlich erachtet.⁴ Hierbei stellt Jörn Rüsen mit Blick auf eine Vielzahl seiner Kollegen fest:

¹ Eine im Zusammenhang mit wissenschaftlicher Arbeit besonders relevante Variante der Systemtheorie bildet die „Entwicklungs- und Strukturtheorie des wissenschaftlichen Wissens“ (BUDIN 1996, 46) – die sogenannte Onto-Epistemologie. Vgl. SANDKÜHLER 1988; IDEM 1989; IDEM 1990. Der Wissenschaftstheoretiker und Translationswissenschaftler Gerhard Budin fasst das Grundprinzip der Onto-Epistemologie wie folgt zusammen: „Die [...] Onto-Epistemologie von Sandkühler ist für die Frage nach der epistemischen Organisation des wissenschaftlichen Wissens nicht nur wegen der [...] Komplementarität und interaktiven Wechselbezüglichkeit zwischen Ontologie und Epistemologie relevant. Er geht [...] davon aus, daß eine bewußte Reflexion der wissenschaftlichen Tätigkeit, also eine Auseinandersetzung mit Fragen wie ‚Was ist Wirklichkeit? Was ist Wissen? Wie konstituieren sich Wirklichkeit und Wissen gegenseitig?‘ notwendig ist, um die Ziele der Wissenschaft überhaupt erreichen zu können [...]“ BUDIN 1996, 46. Demnach ist die kritische Selbst-Reflexion über die Grundlagen und den Sinn dessen, was Wissenschaftler tun, als Voraussetzung für die Wissenschaft insgesamt zu sehen. SANDKÜHLER 1990, 224. Hierin fungiert die Systemtheorie als zentrales Werkzeug der Wissenschaftstheorie, das zur Grundlegung, Strukturierung und Organisation des wissenschaftlichen Systems herangezogen werden soll. Vgl. bereits HAKEN 1981; HAYEK ²1979; KÜPPERS 1987; LENK/ROPOHL 1978; LORENZ 1973; LUHMANN 1971; MATURANA 1982; PIAGET 1967; PRIGOGINE/STENGERS 1984; RIEDL/BONET 1987; VOLLMER 1983.

² Zur Wissenschaft als dynamischem Prozess, der durch das Wissenschaftssystem erzeugt und kontrolliert wird, vgl. im Einzelnen OESER 1976; IDEM 1979; IDEM 1984; IDEM 1986; IDEM 1987a; IDEM 1987b; IDEM 1988a; IDEM 1988b; IDEM 1990 sowie VOLLMER 1974; IDEM 1984; IDEM 1996; IDEM ⁸2002; IDEM 2003. Zu wissenschaftlichen Begriffen als Organisationselement wissenschaftlichen Wissens innerhalb eines Wissenschaftssystems vgl. BUDIN 1996, 186.

³ Vgl. insbes. HEGEL 1832a, 25.

⁴ RÜSEN 2012, 56; HAAS 2015.

Viele Historiker sind der Meinung, daß die Reflexion über die Grundlagen ihrer Fachwissenschaft kein integraler Bestandteil der wissenschaftlichen Praxis ist. Sie setzen die methodischen Prinzipien der historischen Forschung [...] als gegeben voraus; sie vertrauen auf ihre Solidität, um ungestört am Erkenntnisfortschritt durch ihre Forschungsarbeit und an der historiographischen Präsentation des forschend gewonnenen historischen Wissens arbeiten zu können.⁵

Bei aller potentiellen Ambivalenz kann mit Blick auf das Gesagte tentativ angenommen werden, dass der *Begriff*⁶ Geschichtswissenschaft sowohl für Theorie- als auch für Terminologiebildung einen hohen Stellenwert voraussetzt. Linguistisch betrachtet, gehen Begriffe mit *Konzepten* einher.⁷ Diese enthalten die Semantik der Begriffe.⁸ Dabei zählt *Semantik* zu den schwierigsten Begriffen überhaupt.⁹

Praxeologisch betrachtet, explizieren Konzepte das „Wie“ einer Forschungspraxis. In der geschichtswissenschaftlichen Forschungspraxis spiegelt sich das Verhältnis von *Geschichte* und *Wissenschaft* wider, die ein zusammengesetztes Ganzes, nämlich das Kompositum und das Konzept *Geschichtswissenschaft* bilden. Ließen sich Historiker darauf ein, würden sie für sich definieren, was sie unter Geschichtswissenschaft verstehen und wie diese Geschichtswissenschaft in praxi funktionieren könnte. Der Verfasser tut dies auf seine Weise. Seine Auffassung

⁵ RÜSEN 2012, 56.

⁶ Es existieren zahlreiche „Begriffsbegriffe“ (Jochen A. Bär). Für Historiker könnten diese drei Definitionen nützlich sein. Demnach wären Begriffe a) „die beschreibungssprachlichen Fassungen der Gemeinsamkeiten homosemer/homoiosemer Bedeutungen.“ (BÄR 2015, 184); b) „die auf den Punkt gebrachte inhaltliche Gemeinsamkeit zweier oder mehrerer Einzelbedeutungen unterschiedlicher Lexeme.“ (LOBENSTEIN-REICHMANN 1998, 25); „das Produkt einer auf genauer Textexegese beruhenden semantischen (Re)konstruktion.“ BÄR 2015, 185.

⁷ Mit *Konzepten* sind „komplexe semantische Einheiten gemeint: konsistente bzw. vom historischen Semantiker als konsistent erachtete Ausschnitte aus dem in einem Untersuchungskorpus (einer nach bestimmten Untersuchungsinteressen zusammengestellten Menge von Quellentexten) dokumentierten Wissen/Glauben, Fühlen und Wollen eines Autors oder verschiedener Autoren, die als Mentalitätssegmente [...] gefasst werden können.“ BÄR 2011, 164.

⁸ IBID.

⁹ „Bestimmungen dessen, was die ‚Bedeutung‘ sprachlicher Zeichen genannt werden kann, füllen ganze Bücherregale. Einigkeit besteht dabei in aller Regel hinsichtlich des Repräsentationscharakters sprachlicher Zeichen: Sie ‚stehen für etwas‘, auf das sie direkt oder indirekt verweisen (referieren oder ‚deuten‘) und das daher in seiner Eigenschaft als Referenzobjekt als ihre ‚Bedeutung‘ verstanden wird [...] Es kann sich um reale Gegenstände und Sachverhalte, um mentale Konzepte oder um sprachliche Zeichen handeln. Im ersten Fall sprechen wir von einer realistischen, im zweiten von einer mentalistischen und im dritten von einer linguistischen Semantik [...]“ BÄR 2015, 25 (erweiterter Zeichenabstand im Original).

von Wissenschaft im Allgemeinen und von Geschichte als Wissenschaft im Besonderen ist die folgende.

Wissenschaft ist Theoriebildung und -anwendung.¹⁰ Es gibt keine Wissenschaft ohne Theorie.¹¹ Die Richtigkeit oder die Falschheit einer wissenschaftlichen Theorie wird experimentell bzw. empirisch festgelegt. Experiment meint hier auch ein gedankliches bzw. intellektuelles Nachvollziehen-Können einer nomologischen Aussage.

¹⁰ „Wissenschaft treiben ist im wesentlichen Theoriebildung. Denn wissenschaftlich begriffene Phänomene sind so immer auch bereits theoretisch begriffene Phänomene. Dort, wo sie theoretisch noch nicht begriffen sind, wird eine solche Theorie methodisch gefordert. Es gibt keine Wissenschaft ohne Theorie, und Wissenschaft fängt erst da an, wo eine, wenn auch noch so mangelbehaftete Theorie angesetzt wird. Theorien sind das methodische Kernstück der Wissenschaft. Mit der Theorie beginnt sie, mit der Theorie strukturiert sie die Forschung und gewinnt Wissen und weiteres Wissen, mit der Theorie endet sie und beginnt wiederum mit neuer Theoriebildung. Es gibt kein Ende der Wissenschaft. So ergibt sich der kritische Begriff der Forschung: Forschung ist die Arbeit an Phänomenen zum Zwecke ihres Begreifens, entweder in einem bereits bestehenden, theoretischen Kontext oder in einem neu herzustellenden theoretischen Kontext.“ Vgl. BREIL 2011, 407.

¹¹ „Wissenschaft ist Theorie“ – Dieser Grundsatz bildet einen breiten Konsens in den Natur-, Sozial-, Sprach- und anderen erkenntnistheoretisch determinierten Wissenschaften. Demzufolge ist der Wissenschaftsstatus an das Vorhandensein einer Theorie gekoppelt, so dass eine Wissenschaft *per definitionem* nicht „theorielos“ sein kann. Vgl. stellvertretend BRAHA/MAIMON 1998, 23: „natural science is ‚theory-oriented‘“; VON BREDOW/NOETZEL 2009, 95: „die Praxis der Wissenschaft ist Theorie und eben nicht Handeln im Sinne des sich Zurechtfindens in einem offenen Möglichkeitsraum. Wissenschaft zielt gerade in ihren theoretischen Bemühungen auf Regelmäßigkeit [...]“; COHEN/MANION/MORRISON 2011, 9: „For the professional scientists however, science is seen as a way of comprehending the world; as a means of explanation and understanding, of prediction and control. For them the ultimate aim of science is theory.“; COLLIER/BRADY/SEAWRIGHT 2004, 202: „both the goal and the content of science is theory.“; DEPERT/THEOBALD 1998, 99: „Keine Wissenschaft ohne Theorie [...] Alle Wissenschaften sind Systemwissenschaften.“; DORRIEN 2006, 497: „There is no science without theory and experiment [...] and the best theory of science and religion (like the best theory of anything) requires logic-transcending imagination and logical processes [...]“; FAULSTICH 2003, 157: „Wissenschaft ist Theorie einer Praxis und selber Praxis.“; GENGLER 1834, 178-179: „Jede Wissenschaft ist theoretisch. Wissenschaft ist Theorie.“; HARTMANN 1969, 42: „Wissenschaft ist Theorie, Wissenschaft ist Forschung, Wissenschaft ist Anwendung und Wissenschaft ist Organisation.“; KALFAS 1990, 171: „there is no science without theory.“; LUHMANN 1990, 412: „Keine Wissenschaft ohne Theorie; theoretische Orientierung ist mithin ein universelles Merkmal der Zugehörigkeit zum Wissenschaftssystem.“; MATTHEWS 2012, 16: „Clearly all science is theory-laden [...]“; McDONALD/WEARING 2013, vii: „all social science is theory in one way or another“; VAUGHN KOEN 1991, 33: „Science is theory corrected by experiment“; WEISBERG 1986, 4: „science is theory building.“

Wissenschaft ist Terminologie. Es gibt keine Theorie und damit auch keine Wissenschaft ohne ein Begriffssystem.¹² Wissenschaftliche Begriffe müssen präzise sein, weil damit *Referenten* aus der *Welt* durch eine *Zeichenfolge* bezeichnet,¹³ i. e. mit einer *Bedeutung* oder einem *Signifikat* versehen werden,¹⁴ welche die informationelle, materielle und ideelle Beschaffenheit einer *Entität* bzw. eines *Referenzobjekts* adäquat erfassen sollen. Voraussetzung dafür ist die Kongruenz aller Zeichenkorrelate (Zeichenfolge/Zeichenträger, Bedeutung, Referenzobjekt).¹⁵

¹² CERNOCH 2005, 131: „[...] ohne Begriffe keine Sätze und keine Satzsysteme, somit keine Theorien.“; FRANZ 2013, 15: „Wenn man Theorien betrachtet als plausibles Beziehungsgeflecht von Begriffen und Gruppen von Begriffen, sind ohne Begriffe keine Theorie und keine Wissenschaft möglich.“; KOCKS 2004, 189: „Es gibt keine Theorie ohne Begriffe (das meint Kategorien, nicht Deskriptionen[...])“.

¹³ In der Sprachwissenschaft wird unter einem „Referenten“ ein „Objekt, Ort, Eigenschaft oder Ereignis in der Realität bzw. in einer vom Individuum projizierten Konzeptwelt“ verstanden, wobei auf „Referenten“ „mit sprachlichen Ausdrücken [...] Bezug genommen“ wird. Diese Bezugnahme heißt „Referentialisierung“. Siehe dazu BUBMANN ³2002, 554 (s. v. „Referent“). Damit hängt der Begriff „Referenz“ zusammen. Damit wird in der Semiotik und in der Sprachwissenschaft „die Beziehung zwischen dem sprachlichen Ausdruck (Name, Wort) und dem Gegenstand der außersprachlichen Realität, auf den sich der Ausdruck bezieht“, bezeichnet. Siehe IBID. (s. v. „Referenz“).

¹⁴ Zur semiotischen Unterscheidung zwischen Bedeutungs- und Ausdrucksebene eines Wortes, i. e. zwischen dem Signifikat und Signifikant oder, um die Nomenklatur des Edmund Husserl (1859-1938) zu gebrauchen, zwischen den Zeichenkorrelaten „Bedeutung“ und „Ausdruck“ vgl. HUSSERL [1890] 1970, 340-373; IDEM [1900-1901] 1993; IDEM [1913] 1950. Siehe ferner GÖTZE/HELBIG 2001, insbes. 26-27 („7. Ausdrucks- vs. Inhaltsgrammatik.“): „1) ‚Inhalt‘ bezieht sich auf die gesamte inhaltliche Seite der Sprache, D. h. auf die (sprachinterne) Bedeutung und auf die (sprachexterne) Funktion (= Intention, Sprechhandlung), D. h. auf das, was der Sprecher beabsichtigt, wenn er spricht. Beide Sachverhalte dürfen nicht identifiziert oder verwechselt werden: das, was die sprachliche Form (der „Ausdruck“) bedeutet, und das, was der Sprecher mit der Äußerung meint bzw. intendiert (= kommunikative Funktion). [...] In diesem Sinne handelt es sich bei „Ausdruck“ und „Inhalt“ um die beiden Seiten des sprachlichen Zeichens, gleichsam um Synonyme zu „Form“ und „Bedeutung“.“

¹⁵ Diese Formel rekurriert auf Zeichenmodelle, von denen das *triadische Zeichenmodell* von Peirce/Ogden & Richards – allgemein bekannt als das „semiotische Dreieck“ (NÖTH ²2000, 139-140; BUBMANN ³2002, 596; LÖBNER 2015, 29) – aufgrund dessen Aufteilung des Zeichens in eine ontische (Referenzobjekt), epistemische (Bedeutung) und kommunikative (Zeichenträger) Dimension vorgezogen werden soll. Die Grundhypothese dieses Zeichenmodells, das ein wesentliches Element der Theoriebildung in dieser Arbeit darstellt, besteht darin, dass es zwischen dem sprachlichen Ausdruck bzw. der begrifflichen Repräsentation (der Welt), i. e. der kommunikativen Struktur und dem durch ihn bzw. durch sie bezeichneten Referenzobjekt bzw. Referenten in der Welt, i. e. der ontischen Struktur, keine unmittelbare Beziehung besteht. Die Beziehung zwischen Sprache und Welt bzw. zwischen dem bezeichnenden Wort und dem bezeichneten Objekt, i. e. zwischen kommunikativer und ontischer Struktur kann demnach nur über die deskriptive Bedeutung des Wortes, i. e. auf der epistemischen Ebene hergestellt werden. SCHNELL 2015, 647 fasst dies wie folgt zusammen: „Zwischen die linguistische Ebene der

Hierbei muss hinsichtlich der ontischen Beschaffenheit des Referenten, zwischen dessen Bedeutung und dessen Bezeichnung eine informationelle und eine semantische Kohärenz hergestellt werden. In dieser Bedeutungszuweisung manifestiert sich der Konnex zwischen Sprache¹⁶ und Welt. Um die Welt¹⁷ erforschen zu können, muss im Umkehrschluss Klarheit darüber bestehen, wie das komplexe und dynamische, kulturell und kognitiv determinierte Kenntnis-, Kodierungs- und Zeichensystem Sprache funktioniert und wie es sich zur Welt verhält. Diese Klarheit ist nicht nur erforderlich, weil das Erkenntnissubjekt in der Lage sein muss, die von ihm perzipierten, D. h. sensorisch basierten und sensuell erfahrbaren Informationen als Basis für die mentalen Repräsentationen¹⁸ in Worte bzw. in Be-

Zeichen und die ontologische Ebene der Dinge schiebt sich damit eine epistemische bzw. epistemologische Ebene der Vorstellungen von den bezeichneten Dingen.“

¹⁶ Als Begriff stellt sich *Sprache* noch komplexer als *Semantik* dar. Es bieten sich zunächst allgemeine Definitionen an. Sprache kann beispielsweise definiert werden als ein „[a]uf kognitiven Prozessen basierendes, gesellschaftlich bedingtes, historischer Entwicklung unterworfenen Mittel zum Ausdruck bzw. Austausch von Gedanken, Vorstellungen, Erkenntnissen und Informationen sowie zur Fixierung und Tradierung von Erfahrung und Wissen.“ BUBMANN ³2002, 616. Aus semiotischer Sicht weist die Sprache eine triadische Struktur auf, die durch das sogenannte triadische Zeichenmodell repräsentiert wird (s. o.). Die kognitionslinguistische Definition von Sprache lautet indessen: „Die Sprache ist das bei allen individuellen Unterschieden und subjektiven Ausrichtungen menschlicher Existenzen in einer Gemeinschaft von allen geteilte und benutzte, überindividuell verstandene Kenntnis- und Kodierungssystem. Ein System, das es ermöglicht, mittels regelgeleitet erzeugter Symbolstrukturen Informationen über die Welt nicht nur langfristig in einem Medium zu speichern, sondern diese auch an unsere Mitmenschen weiterzugeben. Ein System, das den Austausch von Informationen über Zeichen ermöglicht und damit gewährleistet, dass Menschen als Subjekte intersubjektiv zu anderen Kontakt aufnehmen und sich elaboriert mitteilen können. Mentale, D. h. nicht beobachtbare Gedanken werden mittels sprachlicher Formen in ein konkretes Medium gebracht und erhalten damit eine objektivierbare Dimension. Gemeintes wird zum Gesagten und damit Teil des gesellschaftlichen Prozesses und der sozialen Interaktion.“ SCHWARZ-FRIESEL/REINHARZ 2013, 33.

¹⁷ Diese entspricht dem erkenntnistheoretischen Realitätsbegriff im Sinne einer unabhängig vom Wissenschaftsprozess existierenden Realität. Vgl. BUDIN 1996, 20-31. Umgangssprachlich könnte man hierfür den Wahrheitsbegriff heranziehen, wenngleich die Verwechslungsgefahr erfahrungsgemäß groß sein dürfte. Gerne wird der Wahrheitsbegriff nicht auf die zu erforschende Welt, sondern auf die Erkenntnisse, i. e. Resultate dieser Erforschung bezogen. Dadurch wird das Realitätsproblem, das in der Frage „nach der ‚tatsächlichen‘ Existenz und Beschaffenheit der Welt im Unterschied zu den kognitiven, kommunikativen und informationellen Modellen und Repräsentationen der Welt“ besteht, ignoriert bzw. nicht gelöst. Vgl. BUDIN 1996, 20.

¹⁸ „Mentale Repräsentationen stellen systeminterne, D. h. im Kognitionssystem verankerte, informationelle Zustände dar, die (zu einem großen Teil) systemexterne, D. h. der Umwelt entnommene Zustände in einer bestimmten Art und Weise abbilden. Diese informationellen Zustände sind als kognitive Symbolstrukturen im Langzeitgedächtnis (LZG) abgespeichert und ermöglichen spezifische geistige Leistungen wie z. B. Kategorisieren, Sprache verstehen, Problemlösen.“ SCHWARZ-FRIESEL ²2013, 95.

griffe zu fassen (Hegel). Gleiches gilt auch für kognitiv erzeugte Konzepte oder mentale Modelle¹⁹, die keinen sensuell erfahrbaren Referenten in der Welt aufweisen, D. h. die nicht sensorisch basiert, sondern in seinem Kopf erzeugt und als mentale Konzepte gespeichert worden sind. Hier und dort muss transparent gemacht werden, wie das Erkenntnissubjekt zu seinen Überzeugungen, Thesen und Aussagen kommt. Das Erkenntnissubjekt sollte demnach nicht (nur) *glauben*, sondern (auch) *erklären*, D. h. transparent machen und in Begriffe fassen können, aufgrund welcher und wie, i. e. mit welchen analytischen bzw. methodologischen Mitteln (Erkenntnisinstrumentarien) gewonnenen Informationen es die eine oder die andere Äußerung tätigt bzw. die Äußerung des Anderen für richtig oder falsch hält.

Für Historiker würde diese selbstreflexive, evaluierende Kompetenz, die nur in Kenntnis einschlägiger Terminologien, Methodologien und Theorieansätze der kognitivistisch determinierten Wissenschaften eingeübt bzw. antrainiert werden kann, als genauso wichtig erachtet wie etwa die Kenntnis der Lebensdaten eines Karls des Großen, der Bezeichnungen für die Finanzbeamten in Byzanz im 9. Jahrhundert, der Hintergründe für das Nichtzustandekommen des Kreuzzugs gegen die Osmanen zur Befreiung Konstantinopels im Jahr 1464, des großen Projekts des „Humanistenpapstes“ Pius’ II. (1458-1464), oder die je weiter, je mehr verloren zu gehen drohende Kompetenz, den Ablativus Absolutus oder eine Coniugatio Periphrastica in eine moderne Sprache zu übertragen.²⁰

Das Spektrum der Ziele und Aufgaben der *textwissenschaftlich* orientierten Geschichtswissenschaft würde sich für Historiker, die religiöse Systeme und Praktiken in der Vormoderne erforschen²¹, noch komplizierter gestalten: Um die aus

¹⁹ Mentale Modelle sind „komplexe referenzielle Sachverhaltsrepräsentationen [...]“ SCHWARZ-FRIESEL ²⁰¹³, 342. In bestimmten Fällen erzeugen sie eine „geschlossene Weltsicht [...], die hinsichtlich ihrer kognitiven Kategorisierung sowie emotionalen Evaluation auf bestimmte Parameter eindeutig festgelegt ist.“ IBID.

²⁰ Auch beim Übersetzungsvorgang müssten die neuesten Erkenntnisse der Übersetzungswissenschaft hinsichtlich der Herstellung der kulturellen Kohärenz zwischen Ausgangs- und Zielsprache (vgl. HENNECKE 2009; EADEM 2011; EADEM 2015) u. v. m. bekannt sein bzw. beherrscht werden.

²¹ Der Begriff „Vormoderne“ wird hier dichotomisch zum Begriff „Moderne“ bei Hannah Arendt (1906-1975) verwendet, den sie in Opposition zur „Vormoderne“ hergeleitet hat. Für Arendt waren es drei Kriterien, welche den Übergang von der Vormoderne hin zur Moderne möglich gemacht haben: die Entdeckung Amerikas, die Reformation und die Entwicklung des Teleskops: „[...] the discovery of America and the ensuing exploration of the whole earth; the Reformation, which [...] started the twofold process of individual expropriation and the accumulation of social wealth; the invention of the telescope and the development of a new science that considers the nature of the earth from the viewpoint of the universe.“ ARENDT 1959, 225.

philologischer Sicht überaus komplexen Textdepositorien heuristisch zu erschließen, müssten neben den herkömmlichen Hilfs- oder Grundwissenschaften neue Werkzeuge der Digital Humanities zur Anwendung kommen.²² Daraus resultieren spannende Problemstellungen, die neuerdings nicht nur nach Intertextualität, sondern auch nach Heteronomie fragen.²³ Es bleibt indes fraglich, ob die zugehörige Hermeneutik, etwa bei der Feststellung der Bedeutung des Buchs Leviticus für das Priesteramt, der Frage nach der Realpräsenz Jesu in der Eucharistie oder dem Stellenwert von Mt 27, 25 für die Etablierung der Judenfeindschaft ohne Erkenntnisinstrumentarien auskommen kann, die das Erkenntnissubjekt in die Lage versetzen, zum Beispiel zwischen *Konkreta* und *Abstrakta*²⁴ als informationellen Zuständen im *Langzeitgedächtnis* (LZG)²⁵ und im *mental Lexikon*²⁶ zu unterscheiden und zu erklären, wie diese *mentalen Repräsentationen* zustande kommen. Vielmehr erscheint die Kenntnis der vorstehenden Begriffe als eine Vorbedingung dafür, dass jemand, die oder der sich mit diversen Aspekten des menschlichen Lebens auf der informationellen Grundlage von *Texten* beschäftigt, diese Aspekte wissenschaftlich erforschen kann. Auf die Bibelhermeneutik über-

Damit würde die Vormoderne mit der Etablierung der Astronomie durch Galileo Galilei (1564-1642) enden. Diese Zeitspanne geht mit dem Ausklang der „Epoche der Handschrift“ (BODMER 1961, 18) einher, welche mit deren Hauptbeschreibstoff, dem Pergament, *pars pro toto* für die „Vormoderne“ steht. Vgl. ferner NEDDERMEYER 1998.

²² JUSSEN 2011.

²³ BRACHT/HARKE/PERKAMS/VIELBERG 2022.

²⁴ Konkreta sind systeminterne und sensorisch basierte mentale Repräsentationen (i. e. informationelle Zustände) im Langzeitgedächtnis (LZG), die auf konkrete Referenzen in der außersprachlichen, i. e. realen Welt zurückgeführt werden können. Sie besitzen ein konkretes Referenzobjekt in der außersprachlichen Realität; Konkreta sind also nicht kognitiv erzeugt oder frei erfunden. Vgl. SCHWARZ 1992, 104-105. Als „Abstrakta“ werden in der Kognitionswissenschaft sowie in der Kognitiven Linguistik informationelle Zustände im LZG bezeichnet, die systemintern, aber nicht sensorisch basiert sind. D. h., ihre Auslöser sind nicht sensuell erfahrbare. Abstrakta haben kein Referenzobjekt in der außersprachlichen Welt, sondern sind kognitive Konstrukte. IBID. Abstrakta stellen die Voraussetzung für den Mechanismus der De-Realisierung dar, welcher insbesondere bei Vorurteilen und Vorurteilssystemen ausschlaggebend ist. Vgl. SCHWARZ-FRIESEL/REINHARZ 2013, 209ff.

²⁵ „Das LZG stellt als permanentes Speichersystem die strukturelle Grundlage für die semantische Kompetenz dar [...] das LZG [ist] ein System mit sehr großer Speicherkapazität, dessen Repräsentationen auch nach vielen Jahren abrufbar sind, da es sich um eine zeitstabile und relativ störresistente Form der Speicherung handelt.“ SCHWARZ 1992, 75.

²⁶ „Als ‚mentales Lexikon‘ wird in der Kognitionswissenschaft jener Teil des Langzeitgedächtnisses bezeichnet, in dem das Wissen über alle Wörter einer Sprache gespeichert wird. Es umfaßt die Menge aller tatsächlich im Gedächtnis abgespeicherten lexikalischen Einheiten [...] Lexikoneinträge beziehen morpho-phonologische, syntaktische und semantische Informationen von Wörtern aufeinander.“ IBID., 70; „Das mentale Lexikon ist der Teil des LZG, in dem die Wörter einer Sprache mental repräsentiert sind.“ SCHWARZ 2008, 105.

tragen, hieße es für das Erkenntnissubjekt unter anderem, kognitive²⁷ und kulturelle²⁸ Unterschiede und Gemeinsamkeiten zwischen sich und den Menschen, die das Neue Testament produziert und zuerst rezipiert haben, in *Begriffe* zu fassen oder *beschreibungssprachlich* zu benennen.²⁹ Diese Begriffe können beispielsweise auf *semiotischer* Betrachtungsebene ermittelt werden.³⁰ Diese Begriffsfindung geht mit einer intrinsisch motivierten Sensibilisierung für Sprache bzw. Sprachgebrauch einher. Demnach seien *Worte* nicht „nur“ Worte, sondern auch *Handlungen* bzw. *Sprechakte*.³¹ Weiterhin seien sie *kodierte Zeichen*, *Informati-*

²⁷ Unter Kognition wird folgend die „Menge aller mentalen Strukturen und Prozeduren, über die ein Mensch verfügt“ verstanden. Vgl. SCHWARZ 1994, 10.

²⁸ Nach Max Weber stellt Kulturbegriff einen „Wertbegriff“ dar: „Der Begriff der Kultur ist ein *Wertbegriff*. Die empirische Wirklichkeit ist für uns ‚Kultur‘, weil und sofern wir sie mit Wertideen in Beziehung setzen, sie umfaßt diejenigen Bestandteile der Wirklichkeit, welche durch jene Beziehung für uns *bedeutsam* werden, und *nur* diese. [...] ‚Kultur‘ ist ein vom Standpunkt des Menschen aus mit Sinn und Bedeutung bedachter endlicher Ausschnitt aus der sinnlosen Unendlichkeit des Weltgeschehens.“ WEBER [1922] 1988, 180. Bei der Analyse der einschlägigen Texte sollte daher der breit angelegte Kulturbegriff von Herbert Marcuse (1898-1979), der in der Sprach- und Kulturwissenschaft nach wie vor rezipiert wird, als erste Orientierungshilfe dienen. Demnach bezeichnet „Kultur“ „alle Produkte und Tätigkeiten menschlichen Denkens und Hervorbringens, Gesetze und Regeln, die das menschliche Zusammenleben bestimmen, insbesondere aber auch die Haltung des Menschen zu Neuem und Fremdartigem sowie gegenüber existierenden Ideen, Wertesystemen und Lebensformen.“ MARCUSE 1937, 117. Bei der Analyse spätantiker bzw. mittelalterlicher Texte, die sich auf epistemischer Ebene durch die Ineinssetzung von Konkreta und Abstrakta auszeichnen, soll ferner der religionswissenschaftliche Kulturbegriff konsultiert werden.

²⁹ Objektsprache entspricht hier der „Sprache der Quellen“ (ROHLFES ³2005, 70), Beschreibungssprache meint die wissenschaftliche Meta-Sprache (VEYNE 1976, 25; GURJEWITSCH 1978, 15).

³⁰ Semiotik als Wissenschaft „von sprachlichen und nichtsprachlichen Zeichen und Zeichenprozessen, in deren Zentrum die Erforschung natürlicher Sprache als umfassendstem Zeichensystem steht“ (BUßMANN ³2002, 595 [Zit.]), geht auf Charles Sanders Peirce (1839-1914) und Ferdinand de Saussure (1857-1913) zurück. Vgl. NÖTH ²2000, 59-77. Seitdem hat Semiotik von Louis Hjelmslev bis Umberto Eco unterschiedliche Klassiker, Richtungen und Schulen hervorgebracht. IBID., 77-130. Die Geschichte der Semiotik reicht indes in die ‚Antike‘ (Platon, Aristoteles, Aurelius Augustinus), über das ‚Mittelalter‘ (Thomas von Aquin), die ‚Neuzeit‘ (René Descartes, Gottfried Wilhelm Leibniz, Christian Wolff, Thomas Hobbes, John Locke, George Berkeley, Condillac, Immanuel Kant) bis in die Gegenwart und umfasst somit eine Zeitspanne von über 2500 Jahren. IBID., 1-57 sowie POSNER/ ROBERING/ SEBEOK 1997.

³¹ Entgegen dem Alltagsbewusstsein, welches zwischen „sprechen“ und „tun“ bzw. zwischen „Wort“ und „Tat“ unterscheidet, stellt Sprechen bzw. die Sprachproduktion aus linguistischer, kommunikations- und kognitionswissenschaftlicher Sicht eine Handlung dar. Diese Sicht auf Sprache, die sich erstmals bei J. L. Austin und J. R. Searle findet, manifestierte sich seit den 1960er Jahren in dem Begriff „speech act“ (dt. „Sprechakt“) und mündete in der Sprechakttheorie, die mittlerweile einen etablierten und interdisziplinär breit aufgestellten Wissensbereich ausmacht. Vgl. exemplarisch AUSTIN 1962; IDEM 1970; HINDELANG ³2000; SEARLE 1969; IDEM 1974, 33-53; IDEM 1975, 59-82; IDEM 1976, 1-23; IDEM 1979.